

HANNI MÜNZER

*Solange es
Schmetterlinge
gibt*



Hanni Münzer
Solange es Schmetterlinge gibt

HANNI
MÜNZER

*Solange es
Schmetterlinge
gibt*

Metamorphosis

Roman

EISELE



Ungekürzte Taschenbuchausgabe
1. Auflage Oktober 2018

© 2017 Julia Eisele Verlags GmbH, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Fairfield Medium 55
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-96161-013-6

*Für Claudi,
meine wunderbare Freundin,
die ihre große Liebe verlor,
aber nie sich selbst.*

*Viele Blumen im Garten des Lebens duften und sind
farbenprächtigt, aber einige haben auch Dornen.
Schmetterlinge oder Bienen stört das nicht,
nur den Menschen.*

PROLOG

Wie so oft lag das Mädchen wach, weil das Baby der Nachbarn schrie. Die Wände waren dünn, und ihr Zimmer lag gleich nebenan. Dabei war es nicht der Lärm, der das Mädchen am Schlafen hinderte, seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Kind. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Das Baby weinte viel, meist, wenn die Eltern miteinander stritten. Und oftmals verstummte es dann abrupt, als hielte ihm jemand den Mund zu.

Das Mädchen wohnte mit seiner Mutter erst seit wenigen Monaten in Perlach, in einem der Hochhäuser, die grau hinter dem Einkaufszentrum PEP aufragten. Von ihrem winzigen Balkon im achtzehnten Stock aus konnte sie auf die S-Bahngleise und das gegenüberliegende Industriegelände blicken. Ihre Mutter arbeitete tagsüber bis sechzehn Uhr in einem der ansässigen Unternehmen als Kantinenkraft, danach noch eine weitere Schicht als Bedienung in einem Club, der erst um 21 Uhr öffnete. Dazwischen schlief sie. Von den Geschehnissen im Haus bekam sie deshalb wenig mit. Das Einkaufen und den Haushalt überließ sie seit dem letzten Umzug in weiten Teilen ihrer elfjährigen Tochter. Den Gedanken, sich wegen seiner Sorgen um das

Baby an ihre Mutter zu wenden, hatte das Mädchen schnell wieder verworfen. Auch, weil sie aus einem früheren Vorkommnis gelernt hatte, dass Kinder solche Dinge »nichts angingen«, dies Angelegenheiten waren, die Erwachsene gerne unter sich und hinter verschlossenen Türen regelten.

Stattdessen hatte sie auf eigene Faust versucht, mehr über ihre Nachbarn herauszufinden, und nichts war dazu besser geeignet als das Treppenhaus eines Hochhauses. Nach der Schule hatte sie sich also dort herumgedrückt und die Ohren gespitzt, sobald sich zwei Frauen mit Einkaufstaschen über den Weg liefen und für einen Schwatz innehielten.

Auf diese Weise hatte das Mädchen in Erfahrung gebracht, dass das Jugendamt den Nachbarn in den letzten Jahren nach und nach ihre anderen vier Kinder schon weggenommen und in Pflegefamilien untergebracht hatte. Sobald man ihnen jedoch ein Kind wegnahm, machten sie sofort »ein neues«.

Trotz ihrer jungen Jahre hatte das Mädchen bereits eine ungefähre Vorstellung davon, was damit gemeint war: Sie bekam nicht nur die Babyschreie durch die dünnen Wände mit, sondern auch diverse nächtliche Aktivitäten ihrer Nachbarn, die in ihren Ohren allesamt widerwärtig klangen und in ihr eine unbestimmte Furcht vor dem Erwachsenwerden entfachten.

Unvermittelt trat Stille ein. Das Baby war wieder auf jene verstörende Weise verstummt, die dem Mädchen jedes Mal einen Schauer über den Rücken jagte. Seit Wochen versuchte sie vergeblich, einen Blick auf das Kind zu erhaschen. Sie wusste nicht einmal, ob es

sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelte. Die Eltern sagten nie seinen Namen. Sie nannten es Schreihals, Kröte oder Hosenscheißer.

Aber das Mädchen gab nicht auf. Sobald es mitbekam, dass sich die Wohnungstür nebenan öffnete, rannte es in den Flur und steckte den Kopf zur Tür hinaus. Das geschah selten genug. Die Eltern waren arbeitslos und verließen die Wohnung kaum, höchstens, um einkaufen zu gehen, und wenn sie zurückkamen, trugen sie schwere Taschen, aus denen Schnapsflaschen ragten. Das Kind nahmen sie dabei nie mit. Das Mädchen fragte sich, ob der arme Wurm in seinem Leben je schon einmal an der frischen Luft gewesen war? Die Eltern jedenfalls machten ihr Angst, in ihren Augen lag etwas Gemeines, als hassten sie die ganze Welt, und sie rochen ekelhaft. Natürlich hatten die zwei die interessierten Blicke des Mädchens bemerkt, sie waren längst misstrauisch geworden und fühlten sich von ihm beobachtet.

Erst vor zwei Tagen hatte der Mann sie im Flur grob angefahren und gesagt, wenn er sie noch einmal beim Schnüffeln erwische, würde sie ihn kennenlernen. Er hatte dabei seine Faust geschüttelt, und der massive Totenkopfring an seinem Finger war dem Mädchen wie ein unheilvolles Zeichen erschienen.

Seither kreisten ihre Gedanken um diesen Ring. Er ließ ihre Fantasie ausschlagen und gaukelte ihr furchtbare Dinge vor, und immer wieder war da dieses Bild, wie der Mann vor einer Wiege stand und seine Faust in das Gesicht des Babys stieß, bis es verstummte und selbst nur noch ein Totenkopf war.

Das Bild dieses winzigen, zerbrechlichen Schädels verfolgte das Mädchen bis in seine Träume. Und wie so oft dachte es, dass das Leben nicht fair war. Dieses Baby hatte weder darum gebeten, auf die Welt zu kommen, noch hatte es sich aussuchen können, in welche Familie es hineingeboren wurde. Es war unschuldig.

Der Entschluss des Mädchens stand fest: Sie musste etwas für das Kind tun.

KAPITEL 1

MÜNCHEN / IM MAI 2012

Penelope fuhr im Bett auf. Sieben Tage die Woche geschah dies mit der Präzision einer Atomuhr, und zwar exakt wenige Sekunden bevor ihr Wecker auf sechs Uhr sprang. Es verschaffte ihr immer wieder eine kuriose Genugtuung, dem Klingeln zuvorzukommen. Sie brauchte diese kleinen Siege des Alltags. Doch nur an sechs Tagen, von Montag bis Samstag, musste sie um diese Zeit auch aufstehen.

Der Augenblick, wenn sie begriff, dass Sonntag war und sie zurücksinken und sich noch einmal in ihre weiche Decke kuscheln konnte, hatte nichts von seinem Reiz verloren. Sonntag war für sie der angenehmste Tag der Woche, der Morgen gehörte nur ihr.

Und dies seit mittlerweile fünf Jahren, sieben Monaten und elf Tagen. So lange war es her, dass sie ihren Mann David verlassen hatte und allein lebte.

Jedenfalls so gut wie allein. Penelope teilte ihre kleine Wohnung mit einem Kater, der die Faulheit zur Kunstform erhoben, sie quasi zu seinem einzigen Lebenszweck erkoren hatte.

Wie jeden Morgen lag er zu ihren Füßen und schnarchte selig vor sich hin. Für Giacomo war die ganze Woche über Wochenende. Und obgleich er das faulste und eigensinnigste Tier unter der Sonne war, sich viel lieber in Penelopes Pflanzen erleichterte, als das Katzenklo zu benutzen, ihr die Haare vom Kopf fraß und die Tapete von der Wand kratzte – der Sisalbaum in ihrem Wohnzimmer erstrahlte so jungfräulich wie am Tag des Erwerbs –, hing Penelope mit ihrem ganzen Herzen an ihm.

Nach einigen Anlaufschwierigkeiten hatte sie das Geheimnis eines erstklassigen Zusammenlebens von Katzenhalter und Katze herausgefunden: Sie hatte sich Giacomos Bedürfnissen angepasst.

Darüber hinaus war Giacomo das Sinnbild ihrer Emanzipation: Sie hatte ihn aus dem letzten gemeinsamen Urlaub mit ihrem Mann aus Italien mitgebracht. David hatte das flohverseuchte und überdies an schlechten Zähnen leidende Tier damals zurücklassen wollen, das sich vom ersten Tag an hartnäckig an Penelopes Fersen geheftet hatte, als wisse es genau, dass Penelope es war, die das Tier brauchte, und nicht umgekehrt.

Eine Woche nach der Rückkehr aus Positano hatte Penelope ihren Mann verlassen. Sie hatte es endgültig sattgehabt, von ihm bevormundet zu werden, sich von ihm vorschreiben zu lassen, wie sie ihr Leben zu leben hatte.

Das war nicht immer so gewesen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da sie und David sehr glücklich zusammen gewesen waren. Sie kannten sich seit der

Schulzeit, David war ihre erste große Liebe, er wurde ihr erster Mann, und sie hatten sehr jung geheiratet.

Sie hatten beide Lehramt studiert: Penelope Deutsch und Geschichte, David Mathematik und Physik.

Doch anders als sie ging David nicht im Unterricht auf, es fehlte ihm etwas, etwas, das er ›Herausforderung‹ nannte. Nach einem Jahr hatte er seine Lehrtätigkeit gekündigt und bei einer Großbank angeheuert. Dort hatte er mit seiner Begabung für Zahlen und Analytik eine Blitzkarriere hingelegt und war innerhalb weniger Jahre zu einem international gefragten Anlageberater aufgestiegen und verdiente nicht selten sechsstellige Provisionen.

Während David Erfolg und Karriere genoss und das Geld in Luxusgüter und Immobilien investierte, ein Haus mit Pool in Bogenhausen und ein Anwesen in St. Tropez, fand Penelope keinen Gefallen an ihrem neuen Reichtum. Sie hatte eine andere Vorstellung vom Glück, und ihre und Davids Lebenspläne drifteten unmerklich in einer kaum wahrnehmbaren Thermik auseinander.

Davids Ablehnung gegenüber Giacomo war der berühmte Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Penelope hatte erkannt, dass David nicht mehr der war, den sie einmal in ihm gesehen hatte, und auch nie wieder sein würde.

Sie hatte sich seither in ihrem neuen Leben gut eingerichtet, sie vermisste nichts. Ihr Sonntagmorgen folgte stets demselben Ritual: Ausschlafen bis ungefähr acht Uhr, ausgiebig frühstücken und bei zwei Tassen

Kaffee die Wochenendausgabe der Zeitung studieren. Es waren die einzigen Stunden, in denen sie in ihrer ansonsten durchgetakteten Zeitplanung die Zügel etwas lockerer ließ. Denn sie brauchte das: Kontrolle und Regeln. Einen Stundenplan für die Schule, einen Stundenplan für das Leben. Für alles in ihrem Leben gab es eine darin fest eingetragene Zeit. Jeden Montag und jeden Donnerstag um genau sieben Uhr zum Beispiel reinigte sie das Katzenklo, obwohl Giacomo es gar nicht benutzte.

In der kleinen Anlage im Münchner Stadtteil Schwabing, in der sie im dritten Stock wohnte, lebten zum Glück fast ausschließlich ältere und ruhige Leute ohne Kleinkinder, weshalb es am Sonntagmorgen tatsächlich möglich war, auszuschlafen. Sie klopfte sich gerade ihr Kopfkissen zurecht und fand eine bequeme Lage, um wieder einzudösen, da schreckte sie ein lautstarkes Scheppern im Hausflur auf, als hätte jemand direkt vor ihrer Tür ein volles Tablett fallen lassen. Dem Klirren folgten unmittelbar einige derbe Flüche.

Davon wurde sogar Giacomo wach. Er hob den Kopf, klopfte mit seinem Schwanz auf die Bettdecke und stieß einen unwilligen Laut aus. Penelope warf sich den gesteppten Morgenmantel über, schlüpfte in ihre Filzpantoffeln und schnappte sich ihre Brille. An der Wohnungstür lugte sie durch den Spion, und als sie ihren Nachbarn Oliver erkannte, riss sie sie auf, nur um sofort erschrocken zurückzuzucken.

Vor ihr auf dem Fußabstreifer kniete ein junger Mann in weißem Shirt und Jeanslatzhose und klaubte vorsichtig größere Splitter zusammen, die bis vor

kurzem noch Bestandteil eines Spiegels gewesen sein mussten. Er sah kurz hoch, mit einem welpenähnlichen ›Nicht-böse-sein-Ausdruck‹ im Gesicht, doch Penelope richtete ihr Augenmerk sofort auf Oliver, ihren Nachbarn aus dem Dachgeschoss, der hinter der ›Latzhose‹ auftragte.

Oliver war neben ihr der jüngste Bewohner des Hauses, arbeitete in der Modebranche, und er war das, was man im Allgemeinen unter einem netten Kerl verstand. Penelope mochte ihn gern. Seit Oliver sie gefragt hatte, ob sie während seiner häufigen Abwesenheiten seine Pflanzen gießen würde, pflegten sie ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis. Er half ihr im Gegenzug, den Getränkekasten in den dritten Stock zu tragen, da das Haus, zur Jahrhundertwende erbaut, noch immer nicht über einen Aufzug verfügte. Deshalb war die Miete für Schwabinger Verhältnisse noch erschwinglich. Im Moment rührte Oliver jedoch keinen Finger. Tatsächlich sah er ziemlich zerknittert aus, als hätte er statt Schlaf eine durchzechte Nacht hinter sich.

Der junge Mann auf dem Boden sagte eben: »Das kommt davon, wenn man unbedingt Möbelpacker spielen will, bevor ...« Er unterbrach sich, nicht wegen der grauen Filzpantoffeln vor seiner Nase, sondern weil Giacomo zum Zeichen seines Protests gegen die sonntägliche Ruhestörung soeben sein Morgengeschäft in fester Form unmittelbar neben ihm verrichtete, um dann mit hoherhobenem Schwanz und der Allüre eines italienischen Straßenkaters wieder in die Wohnung zu trotten. Zurück blieb ein Gestank, der einem die Nasenhaare versengte.

Oliver kicherte albern, dann riss er sich zusammen, umrundete die Latzhose am Boden, streckte Penelope die Hand entgegen, was er sonst nie tat, und sagte:

»Morgen, Penelope! Sorry für den Lärm, aber wie du weißt, ziehe ich dieser Tage aus.«

Während er sprach, schlug Penelope eine kräftige Alkoholfahne entgegen. Das erklärte Olivers derangierten Zustand. Giacomos dreister Auftritt hatte ihr jedoch allen Wind aus den Segeln genommen. Zudem entging ihr nicht, dass der fremde Möbelpacker sie nun auf eine Art in Augenschein nahm, als sei sie wie eine unangekündigte Attraktion auf eine Bühne gestoßen worden. Unwillkürlich zog sie ihren Morgenmantel fester um sich. Es war ihr egal, dass sie in dem hellblau Gesteppten, den verfilzten Pantoffeln und ihrem nachlässig hochgesteckten Haar aussah wie ihre eigene Großmutter, aber er hatte nicht das Recht, sich deshalb über sie lustig zu machen!

Die Situation war ihr unangenehm, und sie wollte ihr schnellstmöglich entfliehen. Daher beschränkte sie sich auf ein »Guten Morgen«, machte kehrt und holte die entsprechenden Gerätschaften, um Giacomos Malheur zu entfernen. Anschließend murmelte sie Oliver einen kurzangebundenen Gruß zu und verschwand, um sich, etwas früher als sonst, ihrem Sonntagsfrühstück zu widmen.

Sie hatte es sich kaum mit der Zeitung, deren Aufmacher zwei vermisste Studentinnen waren, Kaffee und einem Honigbrot gemütlich gemacht, die Füße in Wollsocken auf dem Tisch platziert, als es an ihrer Tür schellte.

Für Penelope, wie wohl für jedermann, hing die Bedeutung eines Besuchs stark von der Uhrzeit ab. So früh am Sonntagmorgen konnte es nur etwas furchtbar Wichtiges oder etwas furchtbar Lästiges sein.

Es war etwas furchtbar Lästiges: ihre Mutter Ariadne. Sie hatte erst kürzlich, nach kaum einem Jahr Witwendasein, ein zweites Mal geheiratet, einen fast dreißig Jahre jüngeren Mann, den Penelope im Verdacht hatte, ihre Mutter nur ihres Geldes wegen geheiratet zu haben. Sie hatte deshalb mit ihrer Mutter eine Auseinandersetzung gehabt, oder besser, sie hatte es versucht, aber mit ihrer Mutter konnte man nicht streiten. Als Penelope sie mit ihrem Verdacht konfrontiert hatte, sagte sie nur: »Papperlapapp, das Gleiche hast du mir vorwerfen können, als ich damals den viel älteren Frank Carstensen geheiratet habe: ich täte es nur wegen seines Geldes. Sieh es positiv, so ist es ausgleichende Gerechtigkeit.«

Penelope war der Trauung aus Protest ferngeblieben. Sie mied Einladungen grundsätzlich, war nicht gern unter Menschen. Ihre Mutter hingegen war nicht nur mit einer großen Portion Lebenslust, sondern auch mit einem dicken Fell ausgestattet, und sie war nicht nachtragend. Penelope empfand es als überaus enervierend, mit einer Mutter gesegnet zu sein, deren Optimismus jeden Zweifel niederwalzte und die jede ihrer Einlassungen grundsätzlich ignorierte. Mit anderen Worten, sie fühlte sich von ihr nicht ernst genommen.

»Guten Morgen, Kind!«, scholl es Penelope nun fröhlich entgegen, kaum dass sie die Tür geöffnet hatte. »Überraschung, wir sind zurück! Oh, ich rieche

Kaffee! Das ist übrigens Mario, mein neuer Mann«, zwischerte Ariadne unanständig munter, während sie an ihrer Tochter vorbei durch die Tür in Richtung Küche rauschte, ihre Handtasche auf einen Stuhl warf und ihr Kopftuch löste, beides von Hermès, und sich sofort an Penelopes Kaffeemaschine zu schaffen machte.

Ihr auf dem Fuße folgte ein gut aussehender junger Mann. Er strahlte seine Stieftochter, die gute zehn Jahre älter als er sein mochte, mit einer Reihe perfekter weißer Zähne an und hob verzeihungsheischend – und eigentlich ganz sympathisch – in einer unnachahmlich italienischen Geste die Hände.

Penelope nickte ihm kurz zu, als ihr siedend heiß ihr Wäscheständer in der Küche einfiel. Sie spurtete los, um das Gestell, an dem ihre Slips und BHs trockneten, in die Abstellkammer zu schieben, noch bevor Mario die Küche betrat. Sie schaffte es, unter den amüsierten Blicken ihrer Mutter, gerade noch rechtzeitig. Penelope blitzte ihre Mutter an und warf dann einen demonstrativen Blick auf ihre Armbanduhr.

Die erklärte jetzt ihrem jungen Gatten: »Nicht wundern, Liebling, meine Tochter sieht zwanghaft alle dreißig Sekunden auf die Uhr. Sie glaubt, die Zeit wäre ihr Sklave, dabei ist es genau umgekehrt. Das bedeutet nicht, dass wir ihr lästig sind.«

Oh doch, es bedeutet genau das, dachte Penelope böse. Sie verübelte ihrer Mutter diesen Überfall nicht nur wegen der Hochzeit mit dem viel zu jungen Italiener, sondern weil sie Frank so schnell ersetzt hatte. Dabei hatte sie immer behauptet, sie würde Frank lieben.

Ihren eigenen Vater hatte Penelope nie kennengelernt, er war noch vor ihrer Geburt gestorben.

Darüber hinaus erzürnte Penelope auch der Hauch von kürzlich genossenem Sex, der den beiden anhaftete. Sie war sich dessen ziemlich sicher. Was sie jedoch an diesem Gedanken hauptsächlich ärgerte, war, dass sie sich deswegen ärgerte. Eigentlich konnte es ihr doch einerlei sein. Sie hatte ihr Leben, ihre Mutter das ihrige – jedoch hielt ihre Mutter sich grundsätzlich nicht an diesen feinen Unterschied, wie Penelope in der nächsten Sekunde erneut feststellen musste.

»Meine Güte, Kind!«, sagte ihre Mutter jetzt kopfschüttelnd, während sie sie auf die gleiche Art musterte wie zuvor der unverfrorene Möbelpacker. »Sag, musst du dich unbedingt wie deine eigene Urgroßmutter kleiden? Deine Metamorphose ist erschreckend. Du warst einmal ein schöner Schmetterling, und jetzt setzt du alles daran, wieder zur Raupe zu werden.« Ihre Mutter machte eine Kopfbewegung zur Abstellkammer hin: »Sind diese Liebestöter in Schlüpfervblau dein Ernst? Gab es die im Zehnerpack?«

Penelope hatte längst heiße Wangen, der taxierende Blick ihrer Mutter schmerzte sie beinahe körperlich. Keine Ahnung, wie diese Frau es immer schaffte, sie derart in Rage zu bringen, aber es funktionierte, seit Penelope ein Teenager war. Sie vermutete, dass ihre Mutter Zugang zu Kryptonit hatte.

»Mama!«, entfuhr es ihr genervt. Penelope schwankte zwischen Scham und dem Drang, ihre Mutter samt ihrem Baby-Lover sofort vor die Tür zu setzen. Leider

wusste sie aus Erfahrung, dass sich ihre Mutter nicht so leicht vertreiben ließ – nicht, bevor sie ihre gesamte Munition verschossen hatte.

Außerdem ärgerte sie sich über Giacomo. Der hatte sich nämlich von seinem Sessel bequemt und strich nun mit einem behaglichen Maunzen um Ariadnes Beine. Aus für Penelope unerfindlichen Gründen liebte er Penelopes Mutter und biederte sich ihr bei jeder Gelegenheit an. Diese bückte sich und hob den Kater hoch.

Der miese kleine Verräter rieb seine Schnauze sofort vertrauensvoll an ihrer vollen Brust, die Penelope im Verdacht einer kosmetischen Unterfütterung hatte.

»Da ist ja mein kleiner Casanova«, gurrte Ariadne, und zu ihrer Tochter: »Sag, Penelope, könntest du dir vielleicht etwas Anständiges anziehen? Von dem Gestepten und den Wollsocken kann einem ja schwindlig werden! Und erst deine Haare! Weißt du was, ich mache dir einen Termin bei André! Übrigens, ich bin vorhin im Treppenhaus einem Prachtexemplar von Mann begegnet. Ich habe ihn auf eine Tasse Kaffee zu dir eingeladen.«

Wie *bitte*? Penelope wich einen Schritt zurück, als könne sie damit einen Abstand zu dem eben Gehörten schaffen. Seit ihre Mutter diesen Mario kannte, kannte sie offenbar keine Hemmungen mehr. Mit diesem jüngsten Eingriff in ihre Privatsphäre konnte sie ihre Tochter jedoch nicht aus der Fassung bringen. Penelope lächelte jetzt mokant, denn für dieses Mal war sie aus dem Schneider: »Ach, du meinst Oliver aus dem Dachgeschoss, Mama? Er ist schwul bis

in die Fingerspitzen, wenn ich dich daran erinnern darf ...«

»Aber das weiß ich doch, mein Schatz, ich vergesse niemals einen Mann, nicht einmal dann, wenn er immun gegen weibliche Verführungskünste ist«, erwiderte diese und gab ihrer Tochter das Lächeln auf eine Weise zurück, die Penelope in Alarmbereitschaft versetzte. Ariadne kostete den Moment kurz aus, bevor sie fortfuhr: »Ich meinte Blauauge Latzhose.«

»Welche Latzhose?« Kaum ausgesprochen, dämmerte es Penelope. Der Möbelpacker, dem Giacomo direkt vor die Nase gekackt hatte! *Vielen Dank, Mama, man wird ja immer gerne an peinliche Momente erinnert ...* »Bist du verrückt?«, entfuhr es ihr ziemlich schrill. »Wie kannst du einen wildfremden Mann einfach so in meine Wohnung einladen?«

»Pah«, erwiderte Ariadne unbeeindruckt, »als wenn es das erste Mal wäre.«

Da hatte sie leider recht, aber das machte es auch nicht besser. Penelope war ihr Aussehen egal, sie musste niemanden beeindrucken, aber ihre Privatsphäre war ihr heilig.

Leider war diese schon durch Mario, Stiefvater Nummer 2, invadiert worden, den sie zeitweilig völlig vergessen hatte und der jetzt wieder in ihr Blickfeld rückte, da er interessiert ihre Kaffeesorte inspizierte.

Während Penelope darauf gefasst war, dass es jeden Moment erneut an der Tür klingelte, überlegte sie fieberhaft, wie sie aus dieser Lage wieder herauskäme, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Sie könnte ja die Tür einfach nicht aufmachen. Oder eiskalt be-

haupte, die Einladung ihrer Mutter sei ein Versehen gewesen. Sie schloss auch einen Mord an ihrer Mutter nicht völlig aus, doch bevor dieser Gedanke konkreter werden konnte, winkte die schon lässig ab: »Komm wieder runter, Kind, er hat abgelehnt.«

Sie war schon dabei aufzuatmen, als ihre Mutter ergänzte: »Aber er bedankt sich für deine Einladung und lässt dir ausrichten, dass er die nächsten Tage gerne darauf zurückkommt. Tu dir selbst einen Gefallen und zieh dir dafür etwas Nettes an, ja? Wo hast du eigentlich das rote Kleid, das ich dir gekauft habe?«

In der Altkleidersammlung ... Der Fetzen war ungefähr so anständig wie das FIFA-Präsidium und höchstens für einen Spaziergang in St. Pauli geeignet – sofern man sein Geld horizontal verdienen wollte. Da sie im Moment noch Latzhosen-Aufschub hatte und die unmittelbare Gefahr einer weiteren peinlichen Situation gebannt schien, besann sich Penelope auf das Gegenwärtige:

»Was macht ihr beide eigentlich so früh am Morgen hier? Sind die Flitterwochen etwa schon vorbei?«

»Leider.« Penelopes Mutter seufzte. »Mario muss zurück in seinen Laden. Falls es dich interessiert, ihm gehört das *Da Mario* am Englischen Garten. Wir kommen gerade aus der Großmarkthalle. Mario hat tonnenweise Muscheln und Fisch eingekauft. Und einen riesigen Hummer.«

Das ließ Penelope stutzen, womöglich hatte sie ihrer Mutter eingangs Unrecht getan, und der Hauch von Sex, den sie dachte wahrgenommen zu haben, rührte gar nicht daher, sondern vom eben gekauften Mee-

resgetier? Dadurch wäre auch Giacomo ein wenig rehabilitiert. Er liebte alles aus dem Meer, es musste nur frisch sein. Sein Gourmetgaumen kam sie teuer zu stehen.

»Apropos, wusstest du, dass dein David Stammgast im *Da Mario* ist? Ich habe ihn dort kürzlich in Begleitung einer entzückenden jungen Frau gesehen.«

Penelope unterdrückte ein neuerliches Schnauben, während ihr Blutdruck ungeahnte Höhen erklomm. Aus ebenso unerfindlichen Gründen, wie Giacomo ihre Mutter liebte, mochte diese David und hielt weiterhin Kontakt zu ihm; daran hatte auch die Scheidung nichts ändern können.

»Er ist nicht mehr *mein* David«, stellte sie mit mühsam kontrollierter Stimme richtig. Sie hatte ihre Mutter oft genug darum gebeten, ihren Exmann nicht mehr zu erwähnen. David gehörte einer Vergangenheit an, an die sie nicht erinnert werden wollte. Warum fiel es ihrer Mutter so schwer, das zu respektieren?

Mario war ihre Anspannung nicht entgangen: »Komm doch einmal zum Essen in mein Ristorante, Penelope. Du gehörst jetzt zur Familie und bist jederzeit eingeladen.« Er schenkte Penelope ein charmantes Lächeln und fügte hinzu: »Jeden Samstagabend gibt es Livemusik, und es wird getanzt.«

»Das ist eine prima Idee!«, bekräftigte ihre Mutter. »Du hast doch früher so gerne getanzt. Weißt du was, Kind? Vorher gehen wir einkaufen. Ich wette, du hast das rote entsorgt und nicht ein hübsches Kleid mehr im Schrank. Ich hole dich Samstagmittag ab! Danke für den Kaffee. Und jetzt müssen wir los.«